

So lange wie möglich, so viel wie möglich

Karl

Seit zehn Jahren arbeite ich für die Armutskonferenz und nütze den Kulturpass. Zu Beginn meiner Erkrankung war das noch selten der Fall, aber das hat sich mittlerweile geändert. Ich gehe gern in Museen, Konzerte meide ich. Dort, wo sehr viele Menschen sind, halte ich es nicht mehr aus, aber das mochte ich nie besonders. Ich bin ein großer Musikliebhaber. Zu Hause habe ich Tausende Tonträger, angefangen von den Beatles bis zu Musikern bzw. Musikformationen der heutigen Zeit. Auch Bücher besitze ich viele. Wenn einmal jemand meine Wohnung ausräumen muss, wird er über mich fluchen. Vor Kurzem habe ich einen Artikel übers Lesen geschrieben, über die Wichtigkeit des Lesens für die eigene Fantasie und die Art sich auszudrücken. Ich schreibe immer wieder Artikel beispielsweise für diverse Vereinszeitschriften oder Satiremagazine, spiele Fußball bei einem Verein.

Vor längerer Zeit habe ich den Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek besucht. Am liebsten wäre ich dort geblieben. Auch eine Buchhandlung ist wunderbar. Wenn man mit Büchern aufwächst, will man sich das von keiner technischen Veränderung wie dem E-Book nehmen lassen. Man will ein Buch umblättern, riechen – das prägt. Ein Buch transportiert die Gedanken eines anderen Menschen.

Ich bin in Niederösterreich an der tschechischen Grenze aufgewachsen. Dort habe ich die HAK absolviert. Damals standen danach alle Türen offen. Ich habe begonnen, bei einem Stahl-erzeuger zu arbeiten, und bin recht schnell aufgestiegen. Zwanzig Jahre war ich in der Firma. Mit der aufkommenden Liberalisierung haben dann über 1500 Menschen ihren Job verloren. Ich hatte sechs weitere Jobs, aber ich habe dann festgestellt, dass ich krank war und mir helfen lassen musste. Das war vor zehn Jahren. Über

den Psychosozialen Dienst, den man nur ein Jahr durchgehend in Anspruch nehmen darf, bin ich dann bei pro mente Wien gelandet. Dort leite ich mittlerweile eine Selbsthilfegruppe. Mir wurde glücklicherweise ein Betreuer zur Seite gestellt, der mir im Kampf gegen das Arbeitsamt und die PVA geholfen hat. Wenn die Ämter erfahren, dass man chronisch krank ist, dann wollen sie nichts mehr von einem wissen. Der Betreuer hat verhindert, dass ich meine Wohnung verliere, und mich unterstützt, meine Rechte wahrzunehmen. Ich habe immerhin jahrzehntelang in dieses System eingezahlt.

Aber wenn man ein kranker Mensch und nicht mehr nützlich ist, wird man fallengelassen. Das habe ich beim Arbeitsamt oft erleben müssen. Nicht immer, aber immer wieder.

Ich bekomme Notstandshilfe. Dass die abgeschafft werden soll, ist eine Katastrophe. Das versteht nur noch niemand. Um Mindestsicherung zu bekommen, muss man bis auf 4000 Euro alles aufbrauchen. Hat man eine kleine Eigentumswohnung, die man sich früher erspart hat, weil man jahrzehntelang gearbeitet hat, muss man sie verkaufen. Wenn man ein kleines, altes Auto hat, muss man es zuerst „verwerten“, wie das so elegant genannt wird. Beim Notstand ist das nicht so. Da ist wichtig, dass man kein Einkommen lukriert, maximal geringfügig arbeitet.

Ich bin auch dafür, dass Menschen selbstverantwortlich arbeiten, aber wenn sie krank werden, darf ich sie nicht im Stich lassen. Sollen die alle auf der Straße landen? Der Großteil der Menschen will etwas tun. Das sehe ich bei der Armutskonferenz und pro mente. Selbst wenn sie kaum genug haben, um zu überleben, wollen sie sich engagieren.

In meiner Kindheit hatte meine Familie eine kleine Greißlerei und ein Gasthaus. Jeder musste helfen, auch an Sonn- und Feiertagen. Ich habe von Beginn an gesehen, wie hart man arbeiten muss, dass man genug Geld hat, um zu leben. Das hat mir in

schwierigen Zeiten immer sehr geholfen. Man muss anpacken, aber im Rahmen des Möglichen. Als ich klein war, hat niemand von mir verlangt, dass ich Bierkisten schleppen muss. Aber ich wollte dabei sein und mitarbeiten. Als ich dann krank und arbeitslos war, war es für mich besonders schlimm, nicht mehr dabei sein zu dürfen. Ich war plötzlich aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Man hat heute für Menschen, die nicht mehr voll leistungsfähig sind, nichts mehr übrig. Deshalb engagiere ich mich, damit sich das ändert.

Ich habe keine Familie gegründet. Die Arbeit und die Kundenbetreuung waren immer wichtiger. Ich war immer unterwegs, auch im Ausland. Sport und Kultur haben mich immer interessiert. Auch heute kommt das Privatleben zu kurz. Aber ich war eben nie ein Mensch, der um 17 Uhr alles fallen lässt und heimfährt.

Leider fällt mir auf, dass viele Menschen in meinem Alter nicht mehr so offen und wissbegierig sind. Da fühle ich mich nicht wohl. Ich kann nicht einfach nur beim Wirten sitzen. Ich muss etwas Sinnvolles tun. Mein Motto lautet: „So lange wie möglich so viel wie möglich.“ Ich engagiere mich für die Gesellschaft. Deshalb würde es mir schwerfallen, mit jemandem zusammenzuleben, der dann sagt, du musst zu einer bestimmten Zeit daheim sein. Das würde mich einengen.

Ich muss jeden Tag hinaus. Sonst würde ich in der Depression versinken. Geistige und körperliche Beweglichkeit sind wichtig. Glücklicherweise bin ich jetzt sozial abgesichert und habe viel zu tun. Einmal hat jemand im Museum zu mir gesagt: „Einen Kulturpass hätte ich auch gern!“ Ich habe geantwortet: „Glauben Sie das wirklich? Mir war es tausend Mal lieber, als ich gesund war und alles, was ich gebraucht habe, selbst finanziert habe. Ich würde sofort tauschen.“

Auch wenn ich meine aktuellen Aktivitäten auf ehrenamtlicher Basis ausübe, so ist es für mich persönlich eine unverzichtbare,

ja eminent wichtige Bereicherung meines täglichen Lebens. Die Bezahlung tritt dann in diesem Fall in den Hintergrund. Wichtig ist es, überhaupt noch in der Gesellschaft aktiv dabei zu sein.

Ich habe in zwei Welten gelebt

Max

Seitdem ich auf Therapie war, kenne ich den Kulturpass. Ich habe ihn bei jedem Ausgang am Wochenende genutzt. Im Gartenbaukino war ich sehr oft, weil man da Kulturpass-Karten reservieren kann. Das war wichtig, weil man vor den Ausgängen genau angeben musste, wo man mit wem hingehet und was man macht.

Vor Kurzem habe ich meine Therapieberichte durchgelesen, und da stand detailliert drin, wo ich war. „Die Wand“ habe ich mir unter anderem angeschaut, „Paradies: Liebe“ von Ulrich Seidl, besonders berührt hat mich „Searching for Sugar Man“. Das ist eine Doku über den Musiker Sixto Rodriguez. Der Film spielt hauptsächlich in Südafrika, und dort habe ich auch gelebt.

Früher bin ich gern auf Konzerte gegangen, in die Arena oder in die Szene Wien. Durch den Kulturpass habe ich Interessen, die durch die Sucht eingeschlafen waren, wieder entdeckt.

Ich bin in Mödling aufgewachsen, in einem gutbürgerlichen Umfeld. Meine Eltern haben sich scheiden lassen, da war ich noch sehr jung. Meine Mutter hat mich oft in Museen mitgenommen, oder mir ihre Burgtheaterkarten überlassen. 1991 war ich mit ihr eine Woche in New York, da habe ich gerade einen kalten Entzug gemacht, und sie hat mich in drei bis vier Museen pro Tag geschleppt. Das war eher anstrengend. Vor zwanzig Jahren ist meine Mutter gestorben.

Mit 17, 18 Jahren habe ich zum ersten Mal Drogen genommen. Da hatte ich nach acht Jahren Gymnasium in der 6. Klasse gerade die Schule abgebrochen und bin dann in die Maturaschule gegangen, die ich auch geschafft habe. Richtig reingerutscht bin ich mit zwanzig. Das war damals ein super Deckel. Er hat einfach alles abgedeckt. Alle Unzulänglichkeiten, Unsicherheiten, die Orientierungslosigkeit. Irgendwann ist es dann zu spät. Das ist keine Entscheidung, die man fällt. Ich kenne zwar einige Menschen, die nach kurzer Zeit einfach die Finger von den Drogen gelassen haben, aber die Mehrheit hat sehr bald große Probleme damit bekommen.

Im Nachhinein wundert es mich nicht, warum es gerade zu diesem Zeitpunkt passiert ist. Ich bin völlig neben mir gestanden, hatte keine Träume oder Pläne, keinen Berufswunsch. Kontakt zu Drogen hatte ich über den Bruder meiner Freundin und über den Freund eines Schulfreundes bekommen. Es war aufregend, ein Ausbruch aus der Langeweile. Nach der Matura habe ich Jus studiert, das war auch nicht das Richtige, ich wechselte auf die Uni für Bodenkultur. Dann habe ich elf Monate Therapie gemacht.

Danach, ich war 25, ist es mir eine Zeit lang recht gut gegangen. Prinzipiell sollte es so sein, dass man im Zuge der Therapie die gesamten Lebensumstände verändert. Man sollte den Freundeskreis, am besten auch den Wohnort wechseln und auch keinen Alkohol trinken. Nur die Hauptdroge wegzulassen und sonst weiterzumachen wie bisher, funktioniert nicht.

Ich habe mir allerdings gedacht, ich mache es so, wie ich es für richtig halte, und bin gescheitert.

Meine Eltern haben meine Sucht relativ spät bemerkt. Vor allem mein Vater konnte nie unterscheiden, ob es mir gut ging oder nicht. Nach jeder Therapie hat er geglaubt, dass man das jetzt in eine Schublade packen kann, und gesagt: „Jetzt macht das der Burli schon.“ So war es halt nicht.

Ich bin ins Waldviertel gezogen, um eine Uhrmacherlehre zu beginnen. Die habe ich auch abgeschlossen. Aber ich bin in der Zeit oft nach Wien gefahren, und da hat es mich wieder erwischt.

Kurz vor meinem Umzug ins Waldviertel habe ich meine Frau kennengelernt. Am Tag der Gesellenprüfung hat sie mich angerufen und mir gesagt, dass sie schwanger ist. Wir sind nach Mödling gezogen, ich habe selbstständig als Uhrmacher gearbeitet, wir haben geheiratet und ein Kind bekommen.

Ich habe damals in zwei Welten gelebt. In der gutbürgerlichen mit Familie und Geschäft in Mödling. Und dann bin ich immer wieder in die sogenannte Halbwelt eingetaucht. Wenn mir ein Kunde Geld gebracht hat, habe ich zugesperrt, habe mir was organisiert, bin wieder ins Geschäft gefahren. Ich war keinen einzigen Tag nüchtern bei der Arbeit. Allerdings hatte ich auch kein Bedürfnis, am Karlsplatz herumzuhängen. Beide Welten waren für mich auf Dauer nicht auszuhalten. Die normale nicht und die kaputte auch nicht. Aber den Gedanken: „Wenn die wüssten, was ich vor fünf Minuten gerade noch gemacht habe“, habe ich immer sehr aufregend gefunden. Die Polizei hat mich hin und wieder erwischt, eine Vorstrafe habe ich ausgefasst.

Meine Frau hat nur ungefähr gewusst, welches Ausmaß meine Sucht hatte. Wir haben uns kennengelernt, als ich gerade von der Therapie gekommen bin. Ab und zu haben wir gemeinsam konsumiert. 1999 haben wir uns getrennt. Sie hat Panik bekommen, dass sie als meine Ehefrau auch Schwierigkeiten bekommt, wenn ich pleitegehe. Danach war ich drei Monate auf Entzug, anschließend bin ich nach Südafrika gefahren.

Ich habe in Kapstadt meinen Bruder besucht und bin vier Jahre geblieben. Nach zwei Monaten habe ich einen Job bekommen, doch kurze Zeit später bin ich wieder abgerutscht. Das war in Südafrika nicht ganz so lustig wie in Österreich. Wenn ich danach wieder auf Therapie war und die anderen Patienten zu

fordernd waren, habe ich mir immer gedacht: „Geht doch einfach nach Südafrika. Dann seid ihr froh, dass ihr hier sein könnt, in einer Wohnung lebt, Geld vom Staat bekommt, zum Arzt gehen könnt und substituiert werdet.“

Nach vier Jahren bin ich nach Österreich geflogen und habe meine Tochter gefragt, ob sie möchte, dass ich dableibe. Sie hat Ja gesagt und daraufhin bin ich geblieben.

Heute habe ich einen guten Kontakt zu meiner Tochter, sie ist jetzt 21. Mir war lange nicht bewusst, was ich meinem Kind mit meiner Sucht antue. Sie hat zwar nicht bei mir gelebt, aber es muss schrecklich gewesen sein, mich so zu sehen. Später habe ich mich bei ihr entschuldigt. Seitdem machen wir das Beste aus der Situation.

Insgesamt war ich in meinem Leben vier Jahre auf Therapie. Im Anton-Proksch-Institut lief es folgendermaßen ab: Um sieben Uhr ist man aufgestanden, hat geputzt, seinen Bereich aufgeräumt. Dann sind die Therapeuten durchgegangen, und man musste eventuell nachputzen. Oft gab es Verwarnungen. Von acht bis zwölf Uhr hat die Arbeitstherapie stattgefunden. Es gab festgesetzte Pausen, festgesetzte Rauchpausen. Hat man eine Sekunde zu früh Pause gemacht, gab es eine Verwarnung. Danach gingen wir zum Mittagessen und am Nachmittag vier Mal pro Woche in die sogenannte Wohngruppe. Da wurden die 39 Klienten in drei Gruppen aufgeteilt mit je einem eigenen Therapeuten. Man ging in Selbsthilfegruppen, Einzeltherapie oder gestaltete die Zeit zusammen.

Die meisten Menschen dort haben eine sehr schwierige Vorgeschichte. Deshalb ist das strenge Regime notwendig, sonst läuft alles sofort aus dem Ruder.

Über die Nachbetreuung – ich war damals schon 45 und der Therapieopa – bin ich zum Verein Login gekommen, dort habe ich Kurse besucht und, wie auch schon im Proksch-Institut,

Kulturpass-Ausgänge für die Klienten organisiert. Das hat mir sehr getaugt.

Seit über sechs Jahren bin ich abstinent, trinke auch keinen Alkohol. Bis vor zwei Jahren war ich noch in Einzeltherapie, aber das brauche ich jetzt nicht mehr. So selbstverständlich wie ich diese 25 Jahre zwischen Drogen und Therapie verbracht habe, so selbstverständlich lebe ich jetzt ohne das. Wenn die Außenwelt mitbekommt, dass man sich ganz gut hält, dann kriegt man auch leichter wieder eine Chance. Seit Oktober arbeite ich in einem Altersheim als Haustechniker.

Ich bin mit dem, was ich habe, sehr zufrieden. Das ist was Neues. Genauso wie nüchtern arbeiten zu gehen. Meine Arbeit macht mir viel Freude, und ich setze mich gern mit den Menschen auseinander. Viele sind dement, es ist auch deprimierend. Aber dann geht es um die kleinen Dinge, zum Beispiel, dass eine Taste auf der Fernbedienung nicht funktioniert. Aber für den Bewohner ist diese Taste in dem Moment alles, was er hat. Es ist schön, wenn ich dann helfen kann.

Wenn es früher zwei Welten gab, dann gibt es jetzt nur noch eine. Für die kaputte gibt es keinen Ersatz. Hin und wieder überlege ich mir etwas Verrücktes und denke mir: „Wenn das die anderen wüssten ...“

Mein Antrieb ist es, gegen Armut einzutreten

Christine

Den Kulturpass nutze ich fast ausschließlich für Museums- und Ausstellungsbesuche. Mein Lieblingsspot ist die Albertina, absolut, ungeschlagen. Die Albertina hat einen Fokus auf Gegenwartskunst. Vor Kurzem habe ich die Ausstellung von Keith Haring